

Aus Freude am Lesen

Sapphira ist eine der letzten Sklavenhalterinnen. Sie herrscht mit Güte, aber auch rücksichtsloser Härte. Ihre Ehe ist zur bloßen Farce verkommen, und ihre Tochter Rachel versteht sich als Sklavenbefreierin. Als die kranke Sapphira schließlich erfährt, dass ihrem Mann ein Verhältnis mit dem Sklavenmädchen Nancy nachgesagt wird, und er sich weigert, diese zu verkaufen, eskaliert der Konflikt innerhalb der Familie.

Mit Sapphira und ihrer Tochter Rachel gelangen Willa Cather erneut großartige weibliche Charaktere, die zutiefst bewegen, ganz gleich, ob man ihre jeweilige Lebenseinstellung und politische Haltung verdammt oder teilt.

WILLA CATHER (1873-1947) kam als Mädchen in die Weiten der Prärie Nebraskas. Amerikas Herzland und seine Menschen machte sie als gefeierte Journalistin später zu ihrem Thema. Sie erhielt 1923 den Pulitzer-Preis und gilt als eine der großen amerikanischen Erzählerinnen.

WILLA CATHER BEI BTB

Meine Antonia (73998)

Die Frau, die sich verlor (74141)

Mein ärgster Feind (74220)

Willa Cather

Sapphira und das
Sklavenmädchen

Roman

*Aus dem Englischen von
Elisabeth Schnack*

*Mit einem Nachwort
von Manuela Reichart*

btb

Die Originalausgabe erschien 1940 unter dem Titel »Sapphira and the Slave Girl« bei Alfred A. Knopf Inc., New York.

Die erste deutsche Ausgabe erschien 1955 in der Übersetzung von Elisabeth Schnack unter dem Titel »Sapphira« im Benziger Verlag, Zürich. 1992 erschien das Buch unter dem Titel »Sapphira und die Sklavin« in einer von Ira Wilhelm durchgesehenen Übersetzung im Albrecht Knaus Verlag, München.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Pamo House liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe November 2011

Copyright © btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © der Originalausgabe 1940 by Willa Cather

Copyright © renewed 1968 by Edith Lewis and the City Bank Farmers Trust Co.

This translation published by arrangement with Alfred A. Knopf, a division of Random House Inc.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1992, 2010 by Albrecht Knaus Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagfoto: © Eudora Welty/Corbis

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

KR · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74304-9

www.btb-verlag.de

Inhalt

ERSTES BUCH

Sapphira und ihr Haushalt

7

ZWEITES BUCH

Nancy und Till

51

DRITTES BUCH

Old Jezebel

73

VIERTES BUCH

Sapphiras Tochter

97

FÜNFTES BUCH

Martin Colbert

125

SECHSTES BUCH

Sampson spricht mit dem Master

159

SIEBTES BUCH

Nancys Flucht

179

ACHTES BUCH

Dunkler Herbst

201

NEUNTES BUCH

Nancys Rückkehr

225

NACHWORT

245

Sapphira und ihr Haushalt

I

Am Frühstückstisch 1856

Das Frühstück nahm der Müller Henry Colbert regelmäßig mit seiner Frau zusammen ein; doch hiervon abgesehen erschien er zu keiner festen Stunde am Familientisch. Um die Mittagszeit wurde er oft in der Mühle unten festgehalten. Ein Gedeck lag auf seinem Platz bereit. Er konnte kommen – oder er konnte einen der Müllerburschen schicken, der ihm dann ein Tablett mit dem Mittagessen aus der Küche holte. Für die Mistreß wurde pünktlich aufgetragen. Sie fragte nie, wo er blieb.

An diesem Märzorgen im Jahr 1856 betrat er um acht Uhr das Eßzimmer; er war von der Mühle heraufgekommen, wo er seit etwa zwei Stunden oder länger gearbeitet hatte. Er wünschte seiner Frau guten Morgen, erkundigte sich, ob sie wohl geruht habe, und nahm ihr gegenüber auf dem Stuhl mit der hohen Rückenlehne Platz. Sein Frühstück wurde von einem weißhaarigen alten Neger in gestreifter Baumwolljacke hereingebracht. Die Mistreß ließ den Kaffee aus dem Hahn der silbernen Kaffeemaschine fließen, die auf vier geschwungenen Füßen stand. Das Ge-

schirr war Porzellan von guter Qualität (wie alles, was der Mistreß gehörte), und zwar befremdlich gut für den Tisch eines einfachen Müllers in den entlegensten Bergwäldern Virginias. Weder der Müller noch seine Frau waren hier geboren: Sie stammten aus einer viel reicheren Gegend östlich der Blue-Ridge-Berge. Obwohl sie nun seit über dreißig Jahren hier lebten, war es immer noch merkwürdig, in Back Creek solch einem Ehepaar zu begegnen.

Der Müller war ein starker, gedrungener Mann, dessen Körpergewicht gut mit seiner Größe übereinstimmte. Das dichte schwarze Haar war noch feucht, da er sich, ehe er zum Haus hinaufgegangen war, Gesicht und Kopf gewaschen hatte; es stand struppig in die Höhe, denn er war mit den Fingern hindurchgefahren. Sein Gesicht war voll, viereckig und von gesunder Farbe; eine kräftige Bräunung ließ es rötlichbraun wie alten Portwein erscheinen. Er war glattrasiert, bei einem Mann seines Standes und Alters ungewöhnlich. Als Entschuldigung führte er an, daß sich im Bart eines Müllers leicht der Mehlstaub verfinge, und wenn dann noch der Schweiß hineinliefe, würde das Mehl naß, so daß er schließlich einen Bart voller Teig haben würde. Seine Gesichtszüge verrieten einen Mann von aufrechtem Charakter voller Geradheit und Energie. Nur seine Augen gaben Rätsel auf: Dunkel und ernst lagen sie tief unter der schweren Stirn. Diese grüblerischen, fast verträumten Augen schienen nicht im Einklang mit der kraftvollen Schlichtheit der Gesichtsförmung zu stehen. Die langen Wimpern wären bei einer Frau betörend gewesen.

Colbert arbeitete unermüdlich, ja, sein ganzes Leben gehörte der Mühle. Er war bekannt dafür, ein ehrlicher Ge-

schäftsman zu sein, und die Gemeinde, in die er als ein Fremder gekommen war, vertraute ihm. Vertrauen ja, Zuneigung nein. Die Leute in Back Creek und in Timber Ridge und Hayfield vergaßen nie, daß er nicht einer der Ihren war. Er war still und nicht sehr mitteilbar (ein Zug, der ihnen nicht behagte), und daß er keinen Südstaatenakzent hatte, war fast so schlimm, als hätte er einen ausländischen Akzent gehabt. Sein Großvater war aus Flandern gekommen. Henry war in Loudoun County geboren und in nächster Nachbarschaft mit englischen Kolonisten aufgewachsen. Er sprach Englisch wie sie, sprach es deutlich und bestimmt aus. Das wurde in Back Creek nicht als freundliche Umgangssprache erachtet.

Seine Frau sprach auch anders als die Leute in Back Creek, doch räumten sie ein, daß eine Frau und Erbin ein Recht dazu habe. Ihre Mutter war von England eingewandert – eine Tatsache, die sie nie vergaß. Wie es dazu gekommen war, daß die beiden hier auf der Mühlfarm lebten, ist eine lange Geschichte, zu lang, um sie hier zu erzählen.

Der Müller trank seine erste Tasse Kaffee schweigend. Der alte Neger stand hinter dem Stuhl der Mistreß.

«Du kannst gehen, Washington», sagte sie jetzt. Während sie mit ihren feisten weißen Händen noch eine Tasse Kaffee aus der Maschine fließen ließ, wandte sie sich an ihren Mann: «Major Grimwood kam gestern auf dem Weg nach Romney bei uns vorbei. Du hättest heraufkommen sollen, um ihn zu begrüßen.»

«Ich konnte die Mühle nicht allein lassen. Ich hatte gerade Kunden, die mit ihrem Korn von sehr weit hergekommen waren», erwiderte er ernst.

«Wenn du, wie jedermann, einen Aufseher hättest, bliebe dir Zeit, höflich zu den wichtigen Besuchern zu sein.»

«Und mein Geschäft vernachlässigen? Ach, Sapphira, ich weiß Bescheid mit diesen Aufsehern. So machen sie's in Loudoun County. Der Master sagt es dem Aufseher, der Aufseher dem Nigger-Vormann, und der Nigger-Vormann gibt's weiter. Ich bin der erste Müller, der hierzulande jemals sein Brot hat verdienen können.»

«Ein recht klägliches Brot, zugegeben», sagte seine Frau nachsichtig lächelnd. «Da wir also gerade von Niggern sprechen: Major Grimwood sagte mir, daß seine Frau dringend ein geschicktes Mädchen braucht. Er weiß, daß meine Dienstboten gut angelernt sind, und möchte gerne einen von ihnen haben.»

«Er sollte wissen, daß du deine Dienstboten für deinen eigenen Bedarf anlernst. Wir verkaufen unsere Leute nicht. Könntest du nach etwas mehr Speck läuten? Ich bin heute hungrig, scheint mir.»

Sie läutete mit einer kleinen Tischglocke. Washington brachte mehr Speck und nahm dann wieder seinen Platz hinter dem breiten, unförmigen Stuhl der Mistreß ein. Solange er bediente, hatte sie nachdenklich dagesessen. Jetzt wies sie, ohne ihn anzureden, mit der rundlichen Hand in Richtung Tür. Der alte Mann hastete mit seinen schlappen Pantoffeln aus dem Zimmer.

«Natürlich verkaufen wir unsere Leute nicht», gab sie milde zu. «Gewiß würden wir nie einen zum Verkauf anbieten. Doch Freunden einen Gefallen erweisen ist etwas anderes. Und du hast oft gesagt, du würdest keinem im Wege stehen. In Winchester zu leben, in einem Herrenhaus wie dem

Grimwoodschen – jeder Neger würde bei so günstiger Gelegenheit zugreifen.»

«Wir können keinen entbehren, höchstens solche, die Major Grimwood gar nicht würde haben wollen. Das werde ich ihm sagen.»

Mrs. Colbert fuhr mit nachdenklich sanfter Stimme fort: «Da ist zum Beispiel Nancy. Ich könnte sie sehr gut entbehren, um Mrs. Grimwood einen Gefallen zu tun, und sie könnte kaum eine bessere Stelle finden. Es wäre eine glänzende Gelegenheit für Nancy.»

Dem Müller stieg eine dunkle Röte bis zu den Wurzeln seines dichten Haars hinauf. Die Augen schienen noch tiefer unter die schweren Brauen zu sinken, als er seiner Frau ins Gesicht sah. Dieser Blick mochte sagen: «Ich durchschaue alles, durchschaue es bis auf den Grund.»

Sie wich seinem Blick aus und starrte nachdenklich auf die Kaffeemaschine.

Ihr Mann stieß den Teller zurück. «Nancy am allerwenigsten. Ihre Mutter ist bei uns und Old Jezebel auch. Seit vier Generationen sind ihre Leute in deiner Familie. Du hast Nancy nicht für Mrs. Grimwood angelernt. Nancy bleibt hier.»

Als sie ihm antwortete, nahm Mrs. Colberts Stimme den ihren Dienern gegenüber so wirkungsvollen eisigen Klang an.

«Es besteht keinerlei Grund, sich darüber aufzuregen, Henry. Wie du sehr richtig bemerktest, waren ihre Mutter und ihre Großmutter und ihre Urgroßmutter samt und sonders Dodderidge-Nigger. Daher scheint mir, dürfte ich wohl über Nancys Zukunft zu bestimmen haben. Ihre Mutter

würde mir recht geben. Sie weiß, daß eine gute Zofe in dieser wüsten Gegend hier nie richtig angelernt werden kann.»

Der Blick des Müllers verfinsterte sich noch mehr. «Du kannst sie nicht ohne meine Unterschrift auf dem Kaufvertrag verkaufen, und ich werde niemals unterschreiben. Du hast anscheinend nie richtig begriffen, wieso deine Nigger uns immer zum Vorwurf gemacht wurden, als wir hierherzogen. Es ist kein Land von Sklavenhaltern. Wenn du so ein braves Mädchen wie Nancy nach Winchester verkaufst, würden es dir all unsere Nachbarn übelnehmen. Sie würden Schlechtes reden.»

Mrs. Colberts dünne Lippen kräuselten sich. Sie hatte für ihren Mann nur ein listig-nachsichtiges Lächeln. «Sie haben schon immer geredet, und wir sind darüber hinweggekommen. Sie redeten auch, als die schwarze Till ein goldfarbenes Kind in die Welt setzte, nachdem zwei deiner Brüder sich hier so lange herumgetrieben hatten. Einige schoben Jacob, andere Guy die Schuld zu. Vielleicht regen sich bei dir verwandtschaftliche Gefühle wegen Nancy?»

«Du weißt ganz genau, Sapphira, daß es der kubanische Maler aus Baltimore war.»

«Vielleicht. Jedenfalls haben wir die Porträts von ihm bekommen, und als Dreingabe hat er uns wohl eine schicke Mulattin geschenkt.» Mrs. Colbert lachte verhalten, als ob die Vorstellung sie amüsierte und ihr sogar gefiele. «Till hatte ganz recht, wo sie doch mit einem Mann wie dem alten Jeff leben muß. Ich habe sie deswegen nie abgekanzelt.»

Der Müller erhob sich und ging auf die Türe zu.

«Einen Augenblick, Henry!» Als er sich umdrehte, winkte sie ihn wieder heran. «Du meinst doch nicht im Ernst, daß

du mir nicht erlauben willst, über eine meiner Dienerinnen zu verfügen? Du hast unterzeichnet, als Tom und Jake und Ginny und die anderen zurückkehrten.»

«Ja, weil sie zu ihren eigenen Familien zurückkehrten und in das Land, in dem sie geboren wurden. Aber bei Nancy werde ich nicht unterschreiben.»

Mrs. Colberts blaßblaue Augen folgten ihrem Mann, als er aus der Tür ging. Ihr schmaler Mund kräuselte sich spöttisch. «Dann müssen wir einen anderen Weg finden», sagte sie vor sich hin.

Gleich darauf läutete sie dem alten Washington. Als er kam, sagte sie nichts und blieb in Gedanken versunken, legte aber die Hände auf die Armstützen des breiten, hochlehnigen Stuhls, auf dem sie saß. Der alte Mann beeilte sich, um zwei Türen zu öffnen. Dann rückte er den Stuhl seiner Mistreß vom Tisch weg, hob ein Kissen auf, das ihr als Fußbank gedient hatte, klemmte es unter den Arm und fuhr den Stuhl, der auf Laufrollen montiert war, den langen Flur entlang und in Mrs. Colberts Schlafzimmer.

Seine Herrin hatte die Wassersucht und war nicht in der Lage zu gehen. Sie konnte noch aufrecht stehen, um Besucher zu empfangen: Ihre Kleider fielen bis auf den Boden und verbargen ihre verunstalteten Füße und Knöchel. Sie war vier Jahre älter als ihr Mann – und haßte es. Die Erkrankung hatte sie um so schmerzlicher getroffen, als sie eine sehr tätige Frau gewesen war und die Farm so umsichtig geleitet hatte wie ihr Mann seine Mühle.

Um die gleiche Stunde, als Sapphira Dodderidge Colbert in ihrem Rollstuhl das Eßzimmer verließ, durchquerte eine kleine, resolute Frau mit Sonnenhaube und einem schweren Schal über dem frisch gebügelten Kattunkleid die Wiesen auf einem schmalen Pfad, der von der Landstraße zum Mühlhaus führte. Sie mochte sechs- oder siebenunddreißig Jahre alt sein, obwohl sie älter aussah und Henry Colbert sehr glich, so daß man leicht erraten konnte, daß sie seine Tochter war. Sie hatte die gleiche Kopfhaltung, die Ausdauer und Entschlossenheit verriet, das gleiche breite, lebhaft gerötete Gesicht und die fleischige Nase, die an den Nasenflügeln tief in den Wangen verankert war. Und sie besaß die ernsten, dunklen, tief unter der breiten Stirn liegenden Augen des Müllers.

Nachdem sie über den Zauntritt gestiegen war, schlug Mrs. Blake den Fußweg ein, der zu den Negerhütten hinter dem Haus führte. Sie mußte zuerst nach Tante Jezebel sehen, der ältesten von allen Colbertschen Negern, der es seit einiger Zeit schlechtging. Mrs. Blake wurde immer geholt, wenn jemand krank war. In der Pflege war sie geschickt und erfahren und den Kranken gewiß eine bessere Hilfe als der Landarzt, der nie eine Hochschule besucht hatte, sondern seine Patienten mit Hilfe von Buchans ärztlichem Familienratgeber behandelte.

Als sie hörte, daß Tante Jezebel gerade eingeschlafen sei, ging Mrs. Blake an der Küche vorbei (sie lag etwa dreißig Fuß abseits vom Hauptgebäude) und betrat das Haus durch die Hoftür, die von den Dienstboten benutzt wurde, wenn

sie die heißen Speisen in zugedeckten Metallschüsseln ins Eßzimmer trugen. Als sie den langen, mit Teppich ausgelegten Flur hinabschritt, der zu Mrs. Colberts Schlafzimmer führte, hörte sie die wutverzerrte Stimme ihrer Mutter – eine Wut, die nicht hitzig, sondern voll kalter, höhnischer Verachtung war.

«Sofort machst du's wieder auf! Du weißt, wie es sich gehört. Mach es auf, sag ich dir! Noch mehr Haarnadeln nützen gar nichts! So, jetzt hast du mir wehgetan, du widerpenstiges Ding!»

Dann klatschte es – dreimal. Der Holzrücken einer Haarbürste, die auf Wange oder Arm schlug. Mrs. Blakes energischer Mund zog sich fester zusammen, und dann klopfte sie an die Tür. Dieselbe Stimme fragte drohend: «Wer ist da?»

«Ich bin es nur – Rachel.»

Als Mrs. Blake die Tür öffnete, sagte ihre Mutter kühl zu einem neben ihrem Stuhl kauern den jungen Mädchen: «Du kannst jetzt gehen. Und das nächste Mal kommst du mir in besserer Laune her.»

Das Mädchen glitt lautlos, mit abgewandtem Gesicht und hängenden Schultern, an Mrs. Blake vorbei.

Mrs. Colbert saß in ihrem Rollstuhl vor einem Ankleidetisch mit vergoldetem Spiegel; ein weißer Frisiermantel hing um ihre Schultern. Sie warf ihn ab, als ihre Tochter ins Zimmer trat.

«Nimm dir einen Stuhl, Rachel. Du bist früh dran.» Es klang höflich, aber offenbar meinte sie «zu früh».

«Ja, ich kam früher, als ich gedacht hatte. Ich wollte die alte Jezebel besuchen, aber sie schlief, und deshalb ging ich gleich hierher.»

Mrs. Colbert lächelte. Sie fand es immer komisch, wenn jemand so ganz nach seinem Charakter handelte. Um nicht eine kranke Negerin zu stören, kam sie lieber und störte ihre Mutter während der Ankleidestunde, in der sie, wie jedermann wußte, von niemandem besucht zu werden wünschte. Das war typisch für Rachel!

Soweit Mrs. Blake sehen konnte, war das graubraune Haar ihrer Mutter tadellos in Ordnung; es war vom Nacken nach oben gekämmt und dort zu einem flachen ovalen Knoten geschlungen, über den Schläfen bauschte es sich schwungvoll.

«Du könntest mir aus dem oberen Schubfach eine frische Haube holen, Rachel. Schon am frühen Morgen zerzaustes Haar finde ich abscheulich. Danke! Ich kann sie selbst aufsetzen!» Sie steckte sich die kleine Krause aus getolltem Band und gestärktem Musselin über das flache Oval. «Und jetzt», sagte sie huldvoll, «könntest du mich ein wenig umdrehen, damit ich dich besser sehen kann.»

Ihr Stuhl war aus geschnitztem Nußbaumholz mit Rohrrücken und gebogenen Armlehnen: ein Eßzimmersessel, den der Dorfzimmermann und Sargtischler Mr. Whitford für sie umgearbeitet hatte. Er hatte ihn gepolstert und auf eine Nußbaumplatte mit eisernen Fußrollen gesetzt. Mrs. Blake drehte ihn, so daß ihre Mutter in der Sonne saß und anstatt in den Spiegel auf die Ostfenster blickte.

«Es ist sicher ein gutes Zeichen, daß Jezebel so viel schläft, nicht?»

Mrs. Blake schüttelte den Kopf. «Till kann sie nicht dazu bringen, auch nur eine Kleinigkeit zu essen. Sie wird von Tag zu Tag schwächer. Sie macht's nicht mehr lange.»

Mrs. Colbert warf einen listig lächelnden Blick auf das ernste Gesicht ihrer Tochter. «Sie hat's aber ganz schön lange gemacht: über neunzig Jahre. Ich möchte nicht so alt werden, du etwa?»

«Nein», gab Mrs. Blake zu.

«Dann brauchen wir auch keine Trauermiene aufzusetzen, finde ich. Sie ist auf ihre alten und kranken Tage gut versorgt worden. Ich wollte sie auch besuchen; vielleicht tue ich's heute. Rachel, ich habe hier einen Brief von Schwester Sarah, den ich dir vorlesen muß.» Mrs. Colbert kramte ihre Brille aus dem kleinen Handtäschchen hervor, das an der Stuhllehne hing. Sie las den Brief aus Winchester vor allem deshalb vor, um die Unterhaltung zu beenden. Sie wußte, daß ihre Tochter mitangehört hatte, wie sie Nancy ausschimpfte, und nahm an, daß Rachel nun ungehalten war. Doch da Rachel nie Dienstboten gehabt hatte, wußte sie überhaupt nicht, wie man sie behandeln mußte. Rachel war immer schwierig gewesen – voller Auflehnung gegen althergebrachte Sitten, mit denen andere Menschen zufrieden waren. Mrs. Colbert war von Herzen froh gewesen, als sie Rachel mit siebzehn Jahren verheiratet und außer Haus geben konnte.

Während der Brief vorgelesen wurde, saß Mrs. Blake da und betrachtete ihre Mutter. Sie fand, daß sie für eine Frau, die seit fünf Jahren an Wassersucht litt, recht gut aussah. Zwar hatte die Krankheit ihr alle Farbe genommen: Sie war jetzt immer bleich und hatte morgens geschwollene Augen. Aber die Augen selbst waren klar, von lebhaftem grünem Blau, ohne Tiefe. Ihr Gesicht war hübsch und wirkte auf Leute, die sich nicht über den Hauch milder Selbstgefällig-

keit ärgerten, sogar recht anziehend. Ihr Leiden ertrug sie tapfer, erwähnte es selten, und sie saß in ihrem unförmigen Krankenstuhl, als wäre er ein Ehrenplatz. Sie konnte, wenn Besuch kam, in tadelloser Haltung auf den Füßen bleiben und am Arm ihrer Zofe das geheime Örtchen hinter ihrem Schlafzimmer aufsuchen. Wie ihre Schrift war auch ihre Sprache kultivierter als üblich in einer solch abgelegenen Gegend. Ihre Tochter spürte manchmal eine Art falscher Herzlichkeit in ihrer Stimme; und doch, dachte sie, während sie der Vorlesenden zuhörte, konnte man kaum von «falsch» sprechen, da es die einzige und eben nicht gerade warme Herzlichkeit war, die ihre Mutter aufbringen konnte.

Als Mrs. Colbert fertig gelesen hatte, sagte Mrs. Blake freundlich: «Das ist wirklich ein guter Brief. Tante Sarah ist eine ausgezeichnete Briefschreiberin.»

Mrs. Colbert setzte die Brille ab und betrachtete ihre Tochter mit listigem Lächeln. «Es macht dir also nichts aus, daß sie sich ein wenig über deine Baptisten mokiert?»

«Nein, sie hat ein Recht dazu. Ich hätte mich auch nie den Baptisten angeschlossen, könnte ich in unsere eigene Kirche nach Winchester gehen. Aber man braucht einen Ort, wo man beten kann. Und die Baptisten sind gute Menschen.»

«Das findet auch dein Vater. Aber ihm hat es ja nie etwas ausgemacht, sich mit einfachen Leuten anzufreunden. Das gehört vermutlich zum Beruf eines Müllers.»

«Ja, die einfachen Leute hierzulande brauchen schließlich auch Mehl und Grütze, und es gibt nur die eine Mühle, zu der sie ihr Korn tragen können.» Mrs. Blakes Stimme klang ziemlich scharf. Sie wünschte, es hätte nicht so geklungen, doch ihre Mutter sagte bereits ganz überraschend und sehr

freundlich: «Jedenfalls hast du all den Menschen hier sehr nett geholfen, Rachel.»

Mrs. Blake verabschiedete sich von ihr und eilte den Flur hinunter. Manchmal mußte sie ihrer Mutter sagen, was es mit ihrem Glauben auf sich hatte. Sie glaubte an die Baptisten nicht so sehr als Sekte (sie las noch täglich im Gebetbuch der Anglikaner), sondern weil es alles Männer und Frauen guten Willens waren.

Da sie das Haus durch die Hoftüre verließ, sah sie die offene Tür der Waschküche und drinnen Nancy am Bügelbrett. Mrs. Blake wandte sich zur Waschküche hinüber und trat ein.

«Nun, Nancy, wie geht's denn?» Es war ihre Gewohnheit, zu Menschen aus Nancys Welt mit beherzter Heiterkeit zu sprechen, auch wenn ihr nicht immer danach zumute war.

Das goldhäutige Mädchen lächelte erfreut, und all ihre weißen Zähne blitzten. «Ganz gut, Ma'm, ganz gut. Oh, bitte setzen Sie sich doch, Missis Blake.»

Sie schob einen Stuhl mit zerbrochener Rückenlehne vor ihr Bügelbrett. Ihre Augen strahlten vor Eifer und Zuneigung, obwohl die Lider noch vom Weinen gerötet waren.

«Bügle nur weiter, Kind, ich will dich nicht stören. Ist das eine von Mutters Hauben?» Sie deutete auf eine Handvoll feuchter Spitzen, die auf dem weißen Bezug lagen.

«Ja, Ma'm, 's ist eine für den Sonntag. Ich mach sie gern ganz fein!» Sie schüttelte den Ball zerknüllter Spitzen auseinander, blies darauf und begann mit einem winzigen Eisen in die Tolfalten zu fahren. «Das hier ist ein Puppenbügel-eisen. Ich hab's Miß Sadie Garrett abgebettelt. Sie hat's für nix gebraucht, und für die Hauben ist es mächtig praktisch.»

«Ja, das sehe ich. Du bist eine gute Büglerin, Nancy.»

«O danke, Ma'm!»

Mrs. Blake beobachtete Nancys schlanke, flinke Hände, die so biegsam waren, daß man hätte glauben können, es wären überhaupt keine harten Knochen in ihnen. Sie schienen so weich wie die eines Kindes und waren nur einen Ton dunkler als ihr Gesicht. Wenn man ihre Wangen als blaßgolden bezeichnete, dann waren die Hände, was Mrs. Blake «altgold» nannte. Sie dachte über Nancys Lage nach, während sie dasaß (die roten Male der Haarbürste waren noch immer auf dem rechten Arm des jungen Mädchens zu sehen), und fragte sich im stillen, wie tief der Kummer wohl an ihr nagte. Nancy war bei ihrer Herrin in Ungnade gefallen. Jeder wußte es, aber keiner wußte, weshalb. Schwarze, die Selbstachtung besaßen, klagten nie über harte Behandlung. Sie machten Witze darüber und lachten untereinander darüber, gerade wie derbe Bauernjungen, wenn sie in der Schule verprügelt worden waren. Nancy war an Demütigungen noch nicht gewöhnt. Bis vor kurzem hatte Mrs. Colbert sie auffallend bevorzugt, hatte ihr schöne Kleider geschenkt, die ihr hübsches Gesicht noch betonten, und sah sie gern um sich, wenn sie Gäste hatte oder ausfuhr.

«Jetzt muß ich aber gehen, Kind», sagte Mrs. Blake bald. Sie verließ die Waschküche und lief zu den Sklavenhütten hinüber, um sich die vielen grünen Narzissen anzusehen, die auf den Beeten vor jeder Hütte sprossen. Bald würden sie in Blüte stehen. «Osterglocken» war der Name, unter dem sie sie kannte, aber die Neger nannten sie «Tabakspfeifen», weil die Blüten in genau dem gleichen Winkel am grünen Stengel ansetzten wie die Köpfe ihrer Tonpfeifen am Pfeifenstiel.

Das Mühlhaus hatte man in einem Stil errichtet, der allen Virginiern vertraut war, da er genau der Bauart von Mount Vernon glich: Zwei Stockwerke trugen ein steiles Dach mit Mansardenfenstern. Lang und schmal stand das Haus da, und an der Vorderfront entlang verlief eine Veranda, die von viereckigen Pfosten gestützt wurde. Von der Veranda senkte sich der grüne Rasen bis weit hinab zu einem weißen Staketenzaun, hinter dem der Mühlhof begann. Die von Buchsbaum eingefassten Pfade wurden von hohen Zuckerahornbäumen und alten Platanen beschattet. Vor dem Haus war alles gepflegt: Blumenbeete, blühende Sträucher und ein Fliederlaubengang, der bogenförmig gestützt war, so daß man durch ihn spazieren konnte. Hinter dem Hause lag eine andere Welt: ein Durcheinander verstreuter Gebäude, die ein Dörfchen für sich bildeten.

Etwa zehn Meter von der Hoftür entfernt befand sich die Küche, völlig vom Haus getrennt, wie damals üblich. Die Negerhütten lagen sehr viel weiter entfernt. Die Hütten, die Waschküche und die große zweistöckige Räucherammer waren sämtlich von blühenden Ranken bedeckt, die jetzt gerade Blattknospen ansetzten: wilder Wein, Trompetenblumen, Pfeifenstrauch und Trichterwinden. Aber auf der Südseite jeder Hütte rankten die nützlichen Kürbisse, die schneller als jede Schlingpflanze wuchsen und stets Blüten und Früchte zur selben Zeit trugen. Im Sommer entfalteten sich jeden Morgen neue gelbe Riesenblüten, sogar noch nachdem die vielen kleinen Kürbisse zu einer Größe angeschwollen waren, daß man staunte, wie die Ranken solch ein

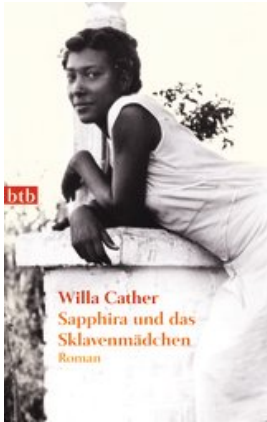
Gewicht tragen konnten. Bis nach dem ersten Frost blieben die Kürbisse an den Ranken, dann wurden sie geerntet und zum Trocknen fortgebracht. Wenn sie hart waren, schnitzte man daraus Trinkgefäße und Schalen für Mehl, Butter, Schweineschmalz, Saucen und allerlei Leckerbissen, die man aus der großen Küche in eine der Hütten mitnehmen konnte. Was in eine Kürbisschale paßte, darüber wurde man nicht zur Rede gestellt; es war mit gutem Benehmen vereinbar.

Von Ostern an gab es rings um die Hütten eine Fülle von Blüten, doch kein Gras. Der Hinterhof bestand aus hartgestampftem Lehm, gelbleuchtend in der Sonne; gefegt wurde nur sonntags. Während der Werkstage waren überall Wäscheleinen gespannt, an denen rote Kattunkleider, Männerhemden und blaue Arbeitsoveralls flatterten. Auf dem Lehm Boden darunter lagen alte Besen, Spaten und Hacken sowie auch selbstgemachte Stoffpuppen und Spielkarren der Negerkinder. Wenn es nicht gerade in Strömen regnete, spielten die Kinder immer dort, in Gesellschaft von Kätzchen und jungen Hunden, von Enten, die vom Mühlteich heraufwatschelten, und Truthähnen, die den kleinsten Negerkindern Angst machten und sie manchmal in ihre nackten schwarzen Beine bisßen.

Als Sapphira Dodderidge Colbert damals mit ihrer ganzen Sklavenschar im Back-Creek-Tal Einzug gehalten hatte, war ihr kein warmer Empfang zuteil geworden. In jener weltabgeschiedenen, dünn besiedelten Gegend zwischen Winchester und Romney hatte keine einzige Familie je mehr als vier oder fünf Neger besessen. Zum Teil war das

auf die Armut zurückzuführen, denn die Leute hier besaßen nicht viel. Weite Gebiete waren noch Urwald, und Bauholz gab es in einem solchen Überfluß, daß es gar keinen Preis erzielte. Die Siedler, die von Pennsylvania herübergekommen waren, hielten nichts von der Sklaverei; und sie besaßen keine Neger. Mrs. Colbert hatte ihre Sklavenstreitmacht allmählich verkleinert, indem sie einige wieder nach Loudoun County verkaufte, wohin sie auch gerne zurückkehrten. Ihr Mann hatte ohnehin Bargeld benötigt, um die alte Mühle instandzusetzen. Hier gab es nicht, wie in Loudoun County, reiche, ausgedehnte Farmen, auf denen die Schwarzen arbeiten konnten. Man hatte hier keine Verwendung für eine große Zahl Feldarbeiter.

Sapphira Dodderidge handelte gewöhnlich aus Beweggründen, die sie niemandem mitteilte. Das lag in ihrer Natur. Ihre Freunde daheim hatten nie herausfinden können, weshalb sie Henry Colbert geheiratet hatte. Sie sprachen von dieser Heirat als einem großen Schritt abwärts. Die Colberts wurden als «Einwanderer» bezeichnet, wie übrigens alle Siedler, die nicht von den Britischen Inseln kamen. Der alte Gabriel Colbert, Henrys Großvater, stammte irgendwoher aus Flandern. Henrys Vater war ein einfacher Mann, ein Müller, und er unterwies seinen Sohn im selben Beruf. Die drei jüngeren Söhne waren von ganz anderem Schlag. Sie ritten mit einer draufgängerischen Gesellschaft auf Fuchsjagden. Da sie gewitzte Pferdekennen waren, hieß jedermann sie in seinem Stall willkommen. Sie wurden sogar (mit leiser Verachtung und nur gelegentlich) in gute Häuser eingeladen – aber natürlich nicht in die besten. Henry dagegen war ein hart arbeitender, schlichter und nicht sehr



Willa Cather

Sapphira und das Sklavenmädchen
Roman

Taschenbuch, Broschur, 256 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74304-9

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2011

Ein dramatischer Familienroman um Freiheit und Sklaverei

Willa Cathers letzter Roman ist das eindruckliche Porträt der Südstaaten am Vorabend des Bürgerkriegs und kann in einem Atemzug mit Margaret Mitchells „Vom Winde verweht“ genannt werden. Im Zentrum steht der Konflikt zweier ungleicher Frauen: Sapphira, die eisern am sozialen Gefüge des Südens festhält und sich mit allen Mitteln gegen die neue Zeit stemmt. Und Nancy, das Sklavenmädchen, dem ein Verhältnis mit Sapphiras Mann nachgesagt wird.